
Persistenter Identifier: 1529487027376_1884

Titel: Deutsches Baugewerks-Blatt : Wochenschr. für d. Interessen d. prakt. Baugewerks

Ort: Stuttgart

Datierung: 1884

Signatur: XIX/135.2-3,1884

Strukturtyp: volume

Lizenz: <https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>

PURL: https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1529487027376_1884/1/

Abschnitt: Der Ofen in der Kunstindustrie.

Strukturtyp: article

Lizenz: <https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>

PURL: https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1529487027376_1884/81/LOG_0076/

sei es durch die Wahl der betreffenden Behörden oder Beamten. Würde man aber gar den Submittenten das Resultat verheimlichen wollen, so würden Mißtrauen und Verläumdungen gegen die ausführenden Behörden und Beamten die unausbleibliche Folge sein, ohne daß aus dieser Maßregel irgend welcher Nutzen für das Allgemeinwohl sich ergäbe.

Die vorgeschlagene Kommission würde nur dann von Nutzen sein, wenn die Verheimlichung der Submissionsresultate durchgeführt würde, anderenfalls hätte sie durchaus keinen praktischen Werth.

Die Schrift des Herrn Herzog hat vor Allem den Werth, daß sie Schäden aufdeckt, welche bisher zu wenig gewürdigt sind. Es sind dies die zu weit gehende Verlausulierung zu Ungunsten des Unternehmers, ungenügende Submissionsbedingungen und die Abgabe von Geboten, welche den geforderten Leistungen nicht entsprechen, d. h. für welche dieselben in guter und gediegener Weise nicht ausgeführt werden können.

Es will sich uns schon aus diesen Ausführungen die Ueberzeugung ausdrängen, daß der Schrift des Herrn Herzog unbedingt vor jener der Herren Evers und Mühlbach der Vorzug einzuräumen ist, da letztere doch eigentlich keine wirklichen Schäden des Submissionswesens aufdecken, sondern nur pro domo sprechen.

Herr Herzog betont ferner, daß der Unternehmer sich verpflichten müsse, sich alles Mögliche gefallen zu lassen, nur damit der Behörde, an welche nach büreaukratischer Auffassung der Anspruch der Unfehlbarkeit zu stellen ist, keine Verlegenheit erwachse. Es sei nicht zu verwundern, daß in Zeiten der Arbeitsnoth — und nur in diesen treten die schlimmsten Schäden des Submissionswesens bemerkbar hervor — sich viele Unternehmer finden, welche, im Vertrauen auf die Gedeihenheit der Behörden, ihr Schicksal getrost in die Hände derselben legen, obgleich ihnen klar sein müßte, daß der Vertrag, welchen sie abschließen, ihren Geschäftsgrundsätzen durchaus widerspricht.

Weil nun aber eine Behörde, welcher die Erhaltung eines tüchtigen Unternehmerstandes am Herzen liegt, von ihren Submittenten keine solche Vertrauensseligkeit fordern darf, so stellt Herr Herzog mit vollem Rechte die Forderung auf, daß die Submissionsbedingungen auf das Sorgfältigste ausgearbeitet werden müssen. Das höchste Resultat dieser Sorgfalt müsse aber darin bestehen, daß die durchsichtigste Klarheit darüber herbeigeführt werde, was der Unternehmer zu leisten hat, und daß ihm die zuverlässigsten und einfachsten Grundlagen für die Normirung seiner Preisforderung geboten werden. Außerdem sei das gegenseitige Vertrauen ein unerläßlicher Bestandtheil der beiden kontrahirenden Theile, welches sich durch keine schriftlichen Abmachungen ersetzen läßt. Dieses Vertrauen kann aber nur wirklichen Sachverständigen und niemals einem bloßen Verwaltungsbeamten von den Unternehmern entgegengebracht werden.

Herr Herzog erwartet die gewünschte Abhilfe aller gerügten Mängel des Submissionsverfahrens nur von der Einrichtung einer besonderen Bauverwaltung, für welche er durch seine Schrift nur eine Anregung zu weiteren Äußerungen gegeben haben will. Wenn Herr Herzog im Weiteren die feste Anstellung eines technischen Sekretärs für die Lokalbaubeamten fordert, und es für dienlich hält, daß die den oberen Instanzen beigegebenen technischen Rätze sich mehr als bisher persönlich bei der Beaufsichtigung der in der Ausführung befindlichen Neubauten bethätigen und sich nicht vorwiegend der Schreibstube und dem Sitzungssaale widmen möchten, so können wir ihm hierin nur ganz und voll zustimmen.

Wenn wir unseren Lesern empfehlen, die Schrift des Herrn Herzog, aus der wir doch nur die Hauptgesichtspunkte anführen können, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, so geschieht dies, weil wir der festen Ueberzeugung sind, daß in derselben ein reiches Material gegeben ist, für eine weitere und vielseitige Behandlung der Frage behufs Handhabung des Submissionswesens.

Wir wollen hier noch eine Forderung für die Lösung des Submissionswesens hinzufügen, welche bereits von anderer Seite ausgesprochen ist; es ist die, daß es als eine moralische Pflicht der Behörden angesehen werden muß, dafür Sorge zu tragen, daß die beanspruchten Leistungen in den Submissions-Ausschreiben derartig getrennt und scharf begrenzt werden, daß der Unternehmer nur nöthig hat, die zu fordernden Preise nach seinen Preistabellen einzusetzen. Diese Verpflichtung haben die Behörden besonders mit Rücksicht darauf, daß die Unternehmer, durch ihre Betheiligung bei der Submission, sehr erhebliche und in den meisten Fällen vergebliche Opfer an Zeit und Geld bringen. Pflicht jeder Behörde ist es, diese Opfer in möglichst geringer Weise in Anspruch zu nehmen.

—r.

Der Ofen in der Kunstindustrie.

In der letzten Versammlung des mitteldeutschen Kunstgewerbevereins in Frankfurt a. M. hat Herr M. Hausleiter einen Vortrag über Keramik mit besonderer Beziehung auf die Thonofen-Industrie gehalten, dessen Inhalt in der „Frankfurter Zeitung“ vom 14. Januar wiedergegeben ist. Der betr. Mittheilung entnehmen wir Folgendes:

Während die Anwendung des Thons zur Anfertigung von Steinen, Särgen, Graburnen, ferner von Geräthen jeder Art für das tägliche Leben uralt ist, war der Töpferofen noch lange unbekannt, man braunte im Freien und die Gefäße wurden aus freier Hand hergestellt. Diese Herstellung geschah auf folgende Weise. Man machte zuerst die Form des Gefäßes aus Weiden, Weiden oder Ruthen und baute dann den Thon von unten auf um diese Form in die Höhe. Dann bedeckte man diese mit Gesträuch, wovon die gefundenen Sachen alle Spuren aufweisen. Nachdem dieselben hierdurch getrocknet waren, füllte man sie inwendig mit Holz und baute ebenfalls außen um sie einen Holzstoß. Durch das Feuer von außen und innen erhielten die Gefäße die gewünschte Härte und nur so ist es erklärlich, daß so riesige Gefäße von 2—2½ Meter Höhe und 1½ Meter Durchmesser mit 15 Zentimeter breiten Henkeln herzustellen waren.*)

Nach Erfindung der Töpferleibe (2800—3000 v. Chr.) wurden die Gefäße gefälliger und leichter, erscheinen härter gebrannt und gleichmäßiger in Farbe, woraus zu schließen, daß bald danach der Töpferofen schon zuweilen anzutreffen war. Bei den Griechen sehen wir die Töpferkunst schon frühe in hoher Blüthe. Die größten Künstler gingen den Töpfern mit Zeichnungen und Modellen an die Hand. Griechenland verschah daher die damals bekannte Welt, hauptsächlich Rom mit seinen herrlichen keramischen Produkten, als Vasen, Figuren, Terracotten zc., wovon die köstlichen Figuren aus Tanagra vollwertiges Zeugniß abgeben. Was die Glasuren anbelangt, so war die Zinn- oder Emailglasur schon den alten Assyriern und Babyloniern bekannt, die ihre Paläste mit farbigen Emailplatten von wunderbarer Färbung schmückten. Auch kannten sie schon die sog. Bleiglasur.

In den rauheren germanischen Wohnstätten mußte man schon frühe auf Heizobjekte bedacht sein. Bei unseren Urvorfahren bediente man sich geheizter Steine**) und erst nach und nach kam man auf bequemere Mittel die Wohnungen zu erwärmen. In der Kaiserzeit in Goslar war vor Jahren noch ein Heizobjekt aus dem 8. (?) Jahrhundert zu sehen, das einfach aus zwei aufgemauerten Seiten und einer Quermauer bestand, hinter der sich eine Oeffnung direkt ins Freie befand, die den Rauch ablenken sollte. Spuren von einer ähnlichen Einrichtung befinden sich in den Ruinen des Kaiserpalastes in Selnhäusen. Es ist dies der Anfang oder Uebergang zu den Kaminen.

Das 12., 13. und 14. Jahrhundert, die Gotik, hat Kamine mit Schornsteinen. Diese Kamine waren oft von ungeheurer Größe und theilweise prachtvoller Ausführung in Thon und Steinen. Das 15. und 16. Jahrhundert, die Renaissance, zeigt noch schönere Prachtstücke. Dieselben sind in Majolikafarben gemalt, grün glaziert, in Thon ohne Glasur gearbeitet, auch wohl in Sandstein gehauen. Während bis dahin diese Feuerstätten in mächtigen Dimensionen gebaut wurden, — beispielsweise erwähnen wir einen Kamin von 6 Meter Breite, zu dem 6 Stufen emporführten, welcher sich im Schlosse zu Marburg befindet; auch im Schlosse zu Weissen befindet sich noch ein ganz ähnlicher — wurden dieselben im 17. und 18. Jahrhundert auf ein kleines nützlich Ding beschränkt und meistens in Marmor ausgeführt.

Neben den Kaminen tauchte bald auch der Ofen auf. Schon aus dem 9. Jahrhundert wird eines Ofens im Kloster St. Gallen gedacht, der in den Ecken von vier gegeneinander stoßenden Stuben stand und diese erwärmte. Die Ofen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, welche mit besonderer Liebe, Zärtlichkeit und Auszeichnung behandelt wurden, wurden alle meistens von der Küche, sonst vom Gange aus in dem mächtigen deutschen Schornsteine geheizt. Etwa 1½ Meter über der Heizthür befand

*) Diese ungeheuren Thongefäße wurden auch zur Wohnung benutzt. Wir wissen nicht, ob das berühmte Faß, das Diogenes bewohnte, in der That ein Thonfaß war; Juvenalis sagt in seiner 14. Satire wörtlich Folgendes: „Die Fässer des nackten Cynikers brennen nicht ab; zerbrechen sie, so wird morgen ein neues Haus gemacht oder das alte wird, mit Blei geflickt, weiter bewohnt. Als Alexander den großen Bewohner jenes Thonscherbens (testa) sah, empfand er, wie viel glücklicher Der sei, der nichts begehrt, als Jener, der die ganze Welt beherrschen will.“ An einer anderen Stelle sagt Juvenalis, nachdem er auf die unerfülllichen Begierden der Menschen hingewiesen hat: „Er wird mit einem Sarkophage zufrieden sein, wenn er in die von den Töpfern ausgestattete Stadt (a sigillis manitum urbem) eingezogen ist.“ Beiläufig bemerkt, wird jetzt das Schliemann'sche Troja von verschiedenen Seiten als eine solche Stadt (Metropole) angesehen.

**) „Schornstein“ bedeutet eigentlich den flachen Stein, welcher anstatt des Herdes diente.

sich eine Oeffnung zum Rauchabzug, die mit einem Griffstein verschließbar war. Daß der Abzug den Rauch nicht vollständig entweichen ließ, ist erklärbar und unsere Vorvordern mußten sich an diesen Quälgeist gewöhnen, wie noch heute im bayerischen Oberlande und Tyrol ein großer Theil des Rauchs durch die Schindeldächer entweichen muß.

Wie angeführt, war der Kachelofen im Prinzip von der Gothik erfunden, mit mächtiger Basis und breiter Ofenbank, die als Sitz- und Schlafstelle benutzt wurde. Zur Zeit der Gothik tritt er schon theils grün glasiert, theils matt polychrom, theils mit eingebrannten Glasuren auf. Ein prachtvolles Exemplar von letzterem befindet sich im Germanischen Museum zu Nürnberg, ein ebensolches im Fürstenzimmer der Feste Hohen Salzburg, beide aus der Zeit von 1490—1501. Das schönste, das Leben Christi mit völlig freistehenden Figuren zeigend und matt polychrom bemalt ist im Nationalmuseum zu sehen.

Die Kacheln und Gesimse aus dieser Zeit sind alle noch aus freier Hand hergestellt und modellirt, ohne jegliche Benutzung einer Form. Die Kacheln wurden sehr tief auf der Scheibe gedreht, um eine möglichst große Heizfläche zu gewinnen; der vier-eckige Rand wurde einfach herumgelegt.

Die Meister der Renaissance hatten schon leichteres Spiel, indem zu jener Zeit die Formen aus Thon erfunden wurden, wodurch es möglich war, selbst die Gesimse und Kacheln zu verfeinern. Die Modelle waren alle aus Holz geschnitten und wenn ein damaliger Bildhauer etliche Stücke fertig hatte, so begab er sich auf die Wanderschaft, kehrte bei den Töpfern ein und ließ gegen Vergütung dieselben in Thon abdrucken. Daher findet sich oftmals ein und dasselbe besser oder schlechter abgedruckte Stück in ganz weit von einander entfernten Orten vor. Männer wie Albrecht Dürer scheuten sich nicht, auf solche Weise den Nürnberger Töpfern an die Hand zu gehen.

Noch Größeres leistete die Renaissance in der farbigen Behandlung der Ofen. Von dem Zauber dieser polychromen Behandlung geben noch erhaltene Originale Zeugniß. In den Farben spielte grün und bronzegrün immer die Hauptrolle. Ueberall tritt uns der Ofen als anspruchsvoller Kamerad der Zimmereinrichtung, als Hauptdekorationsstück, entgegen. Mit breiter Sitzbank umgeben, beansprucht er den ihm gebührenden Platz als bester Hausfreund, um den sich die Familie des Hausherrn gruppirt.

Abgesehen von den Prachtöfen in Majolika, die in der Schweiz und Deutschland gemacht wurden, konnte sich der hohe Farbensinn dieser Zeit den einfachen bürgerlichen Ofen gar nicht anders als grün denken, mit dunklerem Grün in den vertieften, mit hellerem in den erhabenen Stellen. Andere Farben kamen erst später an die Reihe.

Nüchtern in den Farben wirkten die Ofen der Barock- und Rokokozeit des 17. und 18. Jahrhunderts, die meistens hellgrün, eisenbeingelb, chokolade- und schwarzbraun, giftig grün und später auch ganz weiß ausgeführt wurden. Doch finden sich aus dieser Zeit im Schlosse zu Brühl und Würzburg immer noch wirkliche Prachtexemplare vor. Der ganze Ofen wurde in weichen Thonplatten aufgebaut, so daß die zu erhaltende Form in Kopf und Hand des Arbeiters lag, worauf dann die Verzierungen meistens aus freier Hand modellirt aufgelegt und frei herausgeschnitten wurden. Der Ofen wurde dann in ziemlich große Stücke zerschnitten.

Die Selbständigkeit des Arbeiters ging in der darauf folgenden weißen, farblosen Zeit vollständig unter und ist erst in neuester Zeit wieder rege geworden. Die Herstellung der weißen Emailglasur hat Unsummen Geldes verschlungen, da diese Glasur immer Geheimniß von wenigen Familien bis in die neueste Zeit blieb. Der sogenannte Berliner weiße Kachelofen (von Berlin ging nämlich diese weiße Ofenfarbe aus) spielt heute noch in Norddeutschland eine große Rolle und ist überall dort eingebürgert. Einsichtsvolle Männer und Architekten arbeiten aber schon lange an einer Regeneration; es mag theils am Fabrikanten, der statt seiner ewigen glatten Kacheln nun neue Modelle braucht, welche Geld und zwar sehr viel Geld kosten, theils auch am Publikum selbst liegen, daß die farbigen Ofen sich so langsam im Norden eingebürgern.

Um wenigstens einige Abwechslung in das weiße Einerlei zu bringen, patroniren jetzt viele Fabrikanten schöne hellblaue und rosarote Verzierungen auf ihre Kacheln. Immerhin ist dies ein Fortschritt. Auch die Schweiz fängt an, ihre weißen Ofen wieder mit Blau zu bemalen. In Süddeutschland, hauptsächlich in Bayern, Tirol und Niederösterreich hat dagegen der weiße Ofen sich nie recht eingebürgert. Er findet sich nur in ganz vereinzelten Exemplaren hier und da vor. Die kunstgewerbliche Bewegung auf diesem Gebiete hat daher auch hier bisher das größte Entgegen-

Mittheilungen aus der Praxis.

Eine Originalität im Gebiete des Bauwesens bilden jedenfalls die von J. G. S. Döcker, Rittmeister a. D., in Dänemark erfundenen und ausgeführten **Bauten aus Filz**. Die Filztafeln werden nämlich in Holz- oder Eisenrahmen eingespannt, beiderseitig mit Delfarbanstrich versehen und mittelst beweglicher Haken zc. entsprechend unter einander verbunden. Lazarethbaracken von 10,80 m Länge, 5 m Breite und 2,20 Höhe bis Anfang des Daches haben sich nach Prüfungen ärztlicher Kommissionen bei Hospitalepidemien vom Herbst 1881 bis Herbst 1882 vorzüglich bewährt; selbe können bei Bedarf in wenigen Stunden auf jedem vorher geebnetem Terrain aufgeschlagen werden, bieten der Kälte einen bedeutend größeren Widerstand als Zelte oder Holzbaracken, ohne einer kräftigen Ventilation zu entbehren, und sind schließlich ebenso rasch abzubauen. Die einzelnen Theile werden nach vorerwähntem Gebrauche vorerst mit Seifenwasser oder einer bestimmten desinfizirenden Flüssigkeit gründlich gereinigt, wodurch bei event. Wiedergebrauch jede Gefahr des Auftretens einer Infektionskrankheit ausgeschlossen ist, und nimmt deren Aufbewahrung nur sehr wenig Platz ein. Ein Filzhaus von vorerwähnten Dimensionen ist um 2800 Mk. herzustellen und soll eine Dauer von 25 Jahren haben. Nach denselben Prinzipien stellt nun der Erfinder auch Häuschen von geringeren Längen- und Breitedimensionen her, welche unaufgestellt, mit all ihren Theilen je in einer mittelgroßen Kiste, welche später als Tisch zu verwenden ist, aufzubewahren sind, und empfiehlt selbe insbesondere Touristen, welche in wenig bewohnten Gegenden sich einige Zeit aufzuhalten gedenken. Der Preis eines solchen Häuschens ist nach „Reclam's Gesundheit“ 112 Mk., wogegen ein gleichen Zwecken entsprechendes Zelt auf wenigstens 225 Mk. kommen würde. Es ist hierdurch auch in einfachster Weise ein Mittel geboten, in landschaftlich hervorragenden Gegenden den theuren und lästigen Fremdenkasernen ausweichen und in größter Selbständigkeit dem Naturgenuß sich hingeben zu können; vielleicht bemächtigen sich in nächster Zeit schon die reisepraktischen Söhne Albions der Sache und beleben die Hochthäler unserer Alpen mit Kolonien von mobilen Filzhäusern.
v. R.

Fäulniß der Hölzer. Um die Fäulniß der Hölzer zu verhindern, die zum großen Theile durch den Hauschwamm (*Merulius lacrimans*) bedingt wird, empfiehlt Sorokin folgende Mittel als das Resultat seiner ausgedehnten Versuche: 1. Zugluft vertilgt den Hauschwamm binnen 24 Stunden. 2. Auch das Licht ist der Entwicklung des Schwammes sehr hinderlich. Wird derselbe zu gleicher Zeit der Einwirkung des Lichtes und der Zugluft ausgesetzt, so vertrocknet er schon binnen wenig Stunden. 3. Das Beziehen des Holzes mit einer Kochsalzlösung verhindert das Auftreten des Holzschwammes. Je konzentrierter die Lösung, um so nachhaltiger ist die schützende Wirkung. 4. Eine (besonders konzentrierte) Kupfervitriollösung ist der Kochsalzlösung vorzuziehen. 5. Die Karbolsäure tödtet den *Merulius* sehr schnell. 6. Gewöhnlicher Birkentheer ist ein durchaus wirksames Mittel gegen den Hauschwamm. Durch Bestreichen der Balken, der inneren Fläche der Fußbodenbretter zc. mit demselben wird fast sicher dem Auftreten des Schwammes vorgebeugt. Die Billigkeit dieses Materiales und die Einfachheit seiner Verwendung machen den Birken-theer zu einem der bequemsten und praktischsten Mittel gegen das genannte Uebel.

Kalkmilch ist als ein vorzüglicher **Anstrich eiserner Ramine**, wie selbe bei Fabrikanlagen häufig zur Ausführung gelangen, zu empfehlen, da selbe bei Erhitzung des Bleches sich nicht verändert und auch nicht abspringt. Die anzustreichende Fläche muß zunächst von Glühspan befreit, also metallisch gemacht werden und bildet sich auf ihr nach dem ersten Anstrich mit Kalkmilch sofort Rost, welcher das innige Haften des weiteren Kalkanstriches veranlaßt.
m—

Da hygienische Untersuchungen nachgewiesen haben, daß die **Infizirung eines Wohnraumes** durch Bakterien veranlaßt werden kann, welche in dem zum Anstrich der Wände verwendeten Leimwasser oder in dem zum Aufziehen der Tapeten gebrauchten Kleber sich befanden und unter günstigen Umständen sich dann weiter entwickelten, so empfiehlt sich als Vorsichtsmaßregel: Tüncher und Tapezierer zu veranlassen, ihrem Leimwasser, Kleber oder Leim eine geringe Quantität Bor säure zur Desinfektion dieser häufig bereits schon im Fäulnißzustand befindlichen Materialien beizumengen.
—d.

Normalien des Berliner Baumarkts über die **Klassifizirung der Kachelöfen** nach Material und Arbeit. Der Berliner Baumarkt hat in seinem Marktbericht die Qualitäts-Unterscheidung der Ofen in „sein weiß“, „weiß“, „halb weiß“, „bunt“ u. s. w.